

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 100 (2004)
Heft: 1

Artikel: Kulturwissenschaftliche Jugendforschung : Standpunkte und Perspektiven
Autor: Unterweger, Gisela / Kalt, Katrin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kulturwissenschaftliche Jugendforschung – Standpunkte und Perspektiven

Gisela Unterweger und Katrin Kalt

Einleitung

«Jugend» ist in der Regel kein Thema, bei dem die wissenschaftliche Auseinandersetzung sich den Vorwurf der gesellschaftlichen Irrelevanz oder elfenbeinturmbedingten Abgehobenheit gefallen lassen müsste. Wer sich mit Jugendlichen beschäftigt – so die Annahme –, der schaut in eine mögliche Zukunft, erkennt bei den jungen Menschen, die bald unsere Gesellschaft gestalten (oder bloss bilden?), Potenziale, häufiger noch Hypothesen (vgl. Griese & Mansel 2003, 11). Die «Jugend» und ihre Problemlagen lösen gesellschaftliche Sorgen aus: Werden sie die Kurve kriegen und zu verantwortungsvollen, leistungswilligen (oder auch kreativen, kritischen) Erwachsenen mutieren, oder fahren sie blindlings weiter im Modus, der ihnen je nach Generation, Interpretationskontext und historischer Lage gerade zugeschrieben wird? Jürgen Zinnecker (2003) zeichnet in seiner neusten Publikation ein Porträt der heute 10- bis 18-Jährigen und kommt zum Schluss, dass die heutige Jugend mehr mit ihren Grosseltern als mit ihren Eltern gemeinsam habe. So seien beide Generationen, die Alten und die Jungen, tendenziell optimistisch, pragmatisch, materialistisch sowie traditionalistisch beziehungsweise neo-traditionalistisch eingestellt, währenddem die dazwischenliegende Elterngeneration zu Pessimismus, Idealismus, Post-Materialismus und Informalität tendiere. Wie man sich gut vorstellen kann, sehen nach diesem Modell die heute 45-jährigen kritischen Idealisten in den 15-jährigen konsumfreudigen Pragmatikern ebenso eine Bedrohung ihrer Werte, wie umgekehrt die Wirtschaftswunder-Generation mit der so genannten «No-Future»-Haltung der 1970er- und 1980er-Jahre Mühe hatte. Und die Frage lautet dann: Wird sich unsere Gesellschaft gemäss dem Muster entwickeln, das die Jugendlichen hier offenbar generieren?

In einer kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Jugendlichen geht es allerdings weniger um die Produktion solch griffiger Etiketten als darum, die komplexen Lebenswelten heutiger Jugendlichen zu durchdringen, ihr Selbstverständnis, ihre Strategien und ihre Deutungen in Relation zu anderen gesellschaftlichen Handlungsfeldern nachzuvollziehen. Eine solche Analyse macht es erforderlich, dass Jugendliche nicht nur als «Zukunftsträger» oder «Problemfaktor» gesehen, sondern als gesellschaftliche Akteure begriffen werden, die mit den Widersprüchen unserer Zeit (also zum Beispiel einem enormen virtuellen Handlungsspielraum bei gleichzeitiger Reproduktion gesellschaftlicher Hierarchien und gestiegenen Ansprüchen an die Selbstorganisation [vgl. Lange 2003]) konfrontiert werden und damit einen Umgang finden müssen. In diesem Prozess sind die Jugendlichen einer-

seits von Selbstsozialisation geprägt, andererseits sind sie deswegen längst nicht autonom. Es wäre nicht zuletzt interessant zu erfahren, wie Jugendliche auf die gesellschaftlichen Jugend-Diskurse reagieren (zum Beispiel auf eine «Null Zoff, voll busy»-Zuschreibung, wie Zinnecker sie formuliert) und wie sie solche generalisierenden Aussagen mit ihrem Selbstbild vereinbaren.

In diesem Artikel möchten wir einerseits einen Blick auf die Geschichte der kultur- und sozialwissenschaftlichen Jugendforschung werfen und dabei unterschiedliche Strömungen und Ansätze ausleuchten, die bis in die Gegenwart führen. In einem zweiten Teil versuchen wir, inhaltliche Schwerpunkte zu nennen, die eine kulturwissenschaftliche Jugendforschung weiterhin oder in Zukunft charakterisieren können. Dabei geht es um mehr als die mikroperspektivische Beschreibung von einzelnen Jugendkulturen und Jugendszenen. Es geht um die Frage, wie die komplexen Zugehörigkeiten und die entstrukturierten Zustände der Spätmoderne in ihrer Bedeutung für die jugendlichen Akteure verstanden werden können und welche Strategien Jugendliche im Umgang damit entwickeln.

Historische und aktuelle Zugänge der Jugendforschung

«Jugend» als Konzept und als Lebensphase erhielt gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen neuen Stellenwert. Zu dieser Zeit entstanden eigentliche Jugendbewegungen in Abgrenzung zu vorherrschenden Lebens- und Wertemustern, und der Begriff der *Jugendkultur* wurde durch den deutschen Pädagogen Gustav Wyneken geprägt (Ferchhoff 1999, 21–47). Das Jugendkulturkonzept löste sich vom biologisch verstandenen Begriff «Jugend» und wurde damit zu einem Bereich, für den sich die Pädagogik und andere wissenschaftliche Disziplinen zu interessieren begannen. Ebenfalls um die Jahrhundertwende wurde vom amerikanischen Ethnologen und Psychologen Stanley Hall das Konzept der *Adoleszenz* begründet. Damit bezeichnete er eine Lebensphase, die zum einen biologischen Veränderungen unterliegt und in der sich zum anderen eine Identität entwickelt, die zur Ablösung bzw. Neuorientierung führt. Jugend wurde so theoretisch als eine Übergangsphase gefasst (Moser 2000, 14 f.). Nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte die Einrichtung von Jugendinstitutionen, die sich um die spezifischen Bedürfnisse von Jugendlichen kümmerten. «Jugend» hatte sich als eine gesellschaftliche Kategorie etabliert, was sich unter anderem in der Errichtung dieser Institutionen bemerkbar machte.

Die amerikanische Kulturanthropologie untersuchte ab den 1930er-Jahren dann die Jugendlichen unter dem Aspekt der kulturellen Sozialisation; nach ihr werden in dieser Lebensphase die gesellschaftlichen Kulturmuster erlernt und übernommen. Ungefähr zur gleichen Zeit begannen die Untersuchungen der Chicago School of Sociology, die sich den Jugend*sub*kulturen zuwandte: den Gangs, bestimmten grossstädtischen Milieus, randständigen Gruppen. Diese ersten Monographien von jugendlichem Leben in Grossstädten übten einen grossen Einfluss auf die Jugendstudien der Soziologie und der Ethnologie aus. Vor einem eher zivi-

lisationenkritischen und kulturpessimistischen Hintergrund wurde Jugend in der Folge als soziales und psychologisches Problem angesehen und jugendliche Kriminelle als Opfer der gesellschaftlichen Umstände (Dracklé 1996, 30 ff.).

Eine strukturfunktionalistische Variante der Jugendkulturforschung entwickelte sich in den fünfziger Jahren in den USA. Tonangebend dabei waren Talcott Parsons, Shmuel Eisenstadt und Robert Bell, die den Begriff der *Peer-group* einführten und ihn mit bestimmten funktionalen Eigenschaften verbanden. Die Gleichaltrigengruppe wurde als Sozialisationsagent interpretiert, die den schwierigen Prozess der Vermittlung von gesellschaftlichen Normen und Werten unterstützt und die Eingliederung der Jugendlichen in die Gesellschaft begleitet. Einerseits ermöglicht die *Peer-group* den Jugendlichen einen eigenen Bereich jenseits von Familie, Schule und Kirche, in welchem sie gegenläufige Tendenzen und Bedürfnisse ausleben können, andererseits bereiten die Strukturen der *Peer-group* (zum Beispiel ihre hierarchische Ausrichtung) auf spätere Anforderungen vor. Kritisiert wurde an diesem Ansatz unter anderem, dass er normativ auf eine bestimmte Gruppe von (weissen, mittelständischen) Jugendlichen ausgerichtet ist und zum Beispiel für die Untersuchung von abweichenden Jugendkulturen nicht taugt, weil er diese bloss pathologisiert (Moser 2000, 18 f.).

In den sechziger Jahren entstand in England das Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS), das sich einer marxistischen Kulturanalyse verschrieb und die Subkultur- und Randgruppenforschung als einen Schwerpunkt entwickelte. Kultur wurde weniger als eine ästhetische, sondern als anthropologische Kategorie, als Lebensweise einer Gruppe gefasst. Das CCCS übernahm das amerikanische Konzept der Jugendsubkultur und betonte die Ausrichtung dieser Subkultur als oppositionelle Kraft gegenüber der dominanten bürgerlichen Kultur. Als Forschungsobjekte wurden vorwiegend männliche weisse Jugendliche der Arbeiterklasse untersucht.¹ Die Arbeiten, die in diesem Kontext entstanden, betonen nachdrücklich das kreative und eigensinnige Handeln der untersuchten Personen. Die Auseinandersetzung der Jugendlichen mit ihrer alltäglichen Lebenswelt geschieht nicht zuletzt über stilistische Momente wie Kleidung, Musik oder (Körper-)Sprache, welche Verweigerung gegenüber der dominanten Kultur signalisieren und gleichzeitig den Rekurs auf ihre «Stammkultur», nämlich die der Arbeiterklasse, ermöglichen.

Von der Subkultur zur Szene

Die Konzentration auf Stil-Aspekte hat sich bis heute in der Jugendforschung erhalten und wurde in der Folge erweitert. Der Begriff der Subkultur hingegen wurde durch Konzepte abgelöst, die nicht von vornherein eine Dichotomisierung in Ober- und Unterschichtkultur vornehmen – zum Beispiel Lebensstil oder Milieu. Die Kategorie des (Lebens-)Stils und der Stilisierung gilt nach wie vor als ein Schwerpunkt der heutigen Betrachtung von Jugendkulturen (Moser 2000, 45). Stil wird als Ausdruck einer Gruppenidentität interpretiert und umfasst nicht bloss symbolhafte Aspekte wie Kleidung, Musikvorlieben oder bestimmte Sprachcodes,

sondern ist in einen Kontext von Aktivitäten und Objektbezügen eingebettet, die eine wahrnehmbare Einheit bilden. Viele Untersuchungen in diesem Zusammenhang wurden von den Arbeiten Pierre Bourdieus beeinflusst. Dessen Forschung über «Die feinen Unterschiede» (Bourdieu 1982) hat aufgezeigt, wie ästhetische Präferenzen und die Wahl des Lebensstils untrennbar mit der Position eines Individuums im sozialen Raum verknüpft werden. Die Position des Individuums im sozialen Raum wiederum ist weitgehend festgelegt durch seine ökonomischen und kulturellen Ressourcen, allerdings immer in Relation zu anderen sozialen Einheiten (vgl. auch Bourdieu 1998, 19). Bourdieu zeichnet ein eher statisches Bild der Gesellschaft und sieht die Möglichkeiten der Individuen, soziale Positionen zu verlassen und neue zu erreichen, relativ pessimistisch, vor allem was den sozialen Aufstieg anbelangt. Ein Beispiel einer Untersuchung, die sich direkt auf Bourdieus Kapitalsortenansatz bezieht, stammt von Thomas Ahbe (1997). Die von ihm untersuchten ostdeutschen Jugendlichen zeigen Verhaltens- und Einstellungstendenzen, die dem Trend zur postmodernen individuellen «Wahlbiographie» zuwiderlaufen. Sie orientieren sich stark an Normalitätsvorgaben und an einer sicheren Existenz, gerade weil ihre ökonomischen und sozialen Ressourcen beschränkt sind. Nach Ahbe sind Milieus «Räume gleicher Ressourcenkombination» (Ahbe 1997, 218). Sie wirken sich direkt auf die Lebensperspektiven der Jugendlichen aus und wirken indirekt identitätsstiftend, indem sie ähnliche Werte und Normen generieren.

Es gibt aber auch Untersuchungen im Rahmen der Jugendforschung, die mit dem Lebensstil-Konzept arbeiten und sich dieser Position nur bedingt anschließen. Sie kritisieren Bourdieus «Beharren auf den Wirtschafts- und Klassendimensionen als den wichtigsten, wenn nicht einzigen Dimensionen gesellschaftlicher Benachteiligung» (Fiske 1997, 55). Der Lebensstil wird in Verbindung gebracht mit offeneren und anderen Kategorien der sozialen Zugehörigkeit und natürlich mit dem Konzept der Individualisierung, das seit den achtziger Jahren in der deutschsprachigen Jugendforschung massgeblich geworden ist.

Mit Individualisierung wird eine Aufweichung oder sogar Auflösung von herkömmlichen sozialen Kategoriengrenzen verbunden: die bestimmungsmächtige Bezugsgrösse ist nicht mehr die Schicht, die Familie oder das Milieu; das individuelle Subjekt sucht sich seine Lebenszusammenhänge selbst und strebt eine grössere Unabhängigkeit und Selbstbestimmung an. Vollbrecht zum Beispiel spricht davon, dass «heutige Jugendkulturen von ihren sozialen Herkunftsmilieus weitgehend abgekoppelt [sind], da diese ihre Bindungskraft grösstenteils eingebüsst haben. An die Stelle milieubezogener jugendlicher Subkulturen sind heute sogenannte *Freizeitszenen* als wähl- und abwählbare Formationen getreten» (Vollbrecht 1997, 23). Das Szenekonzept wird unter anderen von Hitzler et al. (2001) vertreten, die die grössere Flexibilität von Szenen, deren ästhetisch-lebensstilprägende Ausrichtung und die Auflösung der Altershomogenität, wie sie noch im Peer-group-Konzept vertreten wurde, konstatieren. Die Szenezugehörigkeit wird auch nicht, wie noch die Subkultur-Zugehörigkeit, als ausschliesslich begriffen. Die Jugendlichen gehören – gleichzeitig oder nacheinander – unterschiedlichen Szenen an, die aber

meist gewisse Aspekte gemeinsam haben. Mit dem Szenekonzept wurde auch von der Praxis Abschied genommen, dass nur besonders auffällige und/oder deviante jugendliche Gruppierungen (wie es die klassischen Subkulturen noch waren) untersucht werden.

Jugend als Lebensphase, Statuspassage und Moratorium

Jugend wird in einem umgangssprachlichen Kontext als ein Lebensabschnitt begriffen, der an die Kindheit anschliesst und dem Erwachsenenalter vorausgeht. Insofern wird davon ausgegangen, dass es auch spezifische kulturelle Verhaltensweisen von Jugendlichen gibt, die in Teilbereichen der Jugendforschung (zum Beispiel zu Jugend und Gewalt, Jugend und politische Haltungen, Jugend und Fankultur, Jugend und Medien usw.) behandelt werden und von denen man annimmt, dass sie entweder innerhalb eines biographischen Verlaufs wieder abgelegt werden oder sich dann verfestigen. Grosse und kleine Phasen im Lebenslauf, die subjektiv als Einschnitte erfahren und gedeutet werden, treten aber in ganz unterschiedlichen Lebensabschnitten auf. Die Sozialwissenschaften (Glaser & Strauss 1971 im Anschluss an Van Genepp 1909) sowie die Kulturanthropologie (Turner 1969) sprechen in diesem Zusammenhang von *Statuspassagen*. Zinnecker (1992, 128) stellt die These auf, dass unterschiedliche Lebensphasen durch strukturelle Bündelungen von Statuspassagen entstehen und voneinander getrennt werden. Statuspassagen (wie vom Mädchen zur Frau, vom Schüler zum Lehrling usw.) seien zum Verständnis der Jugend als Lebensphase wichtig, weil sie in der Kindheit und im Verlaufe der Adoleszenz besonders häufig und gebündelt auftreten und gesellschaftlich auch als solche wahrgenommen würden, insbesondere deshalb, weil sie meistens institutionell inszeniert und geregelt sind oder zumindest waren (Zinnecker 1987, 312).

Für die Jugendforschung speziell relevant sind die Übergänge zwischen Kindheit und Jugend einerseits und von der Jugend ins Erwachsensein andererseits. In diesem Zusammenhang geht Zinnecker von einer Triade von Statuspassagen aus: 1. Stationen des Hineinwachsens in Ausbildung und Beruf, 2. der Weg in intime Paarbeziehungen und Familiengründung, 3. die Partizipation am Markt- und Konsumgeschehen sowie an der politischen-gesellschaftlichen Öffentlichkeit (Zinnecker 1992, 129). Der zeitliche Ablauf solch relevanter Statuspassagen unterscheidet sich je nach soziokulturellem Kontext. Dies hat einen Einfluss auf das Verständnis von Jugend als Lebensphase. Während in osteuropäischen Ländern die Jugend bis in die neunziger Jahre als kurze Übergangsphase wahrgenommen wurde, in der Jugendliche Erwachsensein quasi einübten, geht Zinnecker für westeuropäische Gesellschaften ab den 1970er Jahren von einer massiv verlängerten Jugendphase bis ins dritte Lebensjahrzehnt aus. In diesem Zusammenhang benützt er den Begriff *Jugend als Bildungsmoratorium* (Zinnecker 1991, 10), der einen Lebensabschnitt bezeichnet, in dem Jugendliche für eine bestimmte Zeit aus den Bindungen des Erwachsenenalters freigestellt werden, wenig familiäre und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen haben und stattdessen mehr persönliche Zeit und

Aktivität in Bildung und Ausbildung investieren. Ziel des Bildungsmoratoriums ist es demnach, sich «möglichst viel kulturelles Kapital im Allgemeinen und Bildungskapital in Form von Bildungstiteln im Besonderen anzueignen» (Zinnecker 1991, 10). Dabei versteht er Moratorium, in Ausweitung des Erikson'schen Begriffes des «psychosozialen Moratoriums», als eine «Grundkategorie gesellschaftlicher Institutionalisierung von Alltagshandeln, Lebenslauf und sozialen Gruppenbeziehungen» (Zinnecker 1991, 11), innerhalb der es zu Phasen des sozialen Rückzuges kommt. Die Lebensphase der Jugend wäre demgemäss eines der gesellschaftlich institutionalisierten Moratorien. Insofern wird Jugendlichen ein besonderer gesellschaftlicher Status zugewiesen, in dessen Rahmen sich spezifische soziale Lebensweisen und Handlungsformen, kulturelle und politisch-gesellschaftliche Muster ausbilden können. Jugend als Bildungsmoratorium bedeutet aber auch, dass Jugendliche aufgefordert sind, biographische Optionen zu packen; das Risiko des Scheiterns oder Gelingens wird so individualisiert und liegt nach Zinnecker weitgehend «jenseits des klassenspezifischen Herkunftsmilieus» (Zinnecker 1987, 315).

Jugend als Lebensphase kann als gesellschaftlich strukturiert – unter anderem durch die Schule als gesellschaftliche Institution – verstanden werden. Infolge des Strukturwandels verlängerte sich die Ausbildungszeit immer mehr, so dass heute nicht mehr von eindeutigen und klar umrissenen Zäsuren zwischen Jugend und Erwachsensein und auch nicht mehr von bestimmten Alterskategorien ausgegangen wird. Eher liegt die Betonung auf der Relativität des Jugendbegriffes, die Jugendphase wird nicht mehr eng und hermetisch abgegrenzt, sondern als ein Lebensabschnitt mit diffusen Randzonen interpretiert (Ferchhoff 1999, 71). Durch den gesellschaftlichen Strukturwandel wurde sie zu einem offenen und gestaltbaren Lebensabschnitt, in welchem die Anforderung an die Selbstorganisation der Jugendlichen immer höher wird (Hurrelmann et al. 2002, 36).

Relevant bleibt jedoch die Trias der wichtigen Übergänge, wie Zinnecker sie beschrieben hat (Hurrelmann et al. 2002, 32). Jugend kann heute zwar nicht mehr «im Kontext einer fest umrissenen Statuspassage» (Ferchhoff 1999, 74) definiert werden, trotzdem ergeben sich bedeutungsvolle Übergänge, die deutliche Zäsuren innerhalb einer Jugendbiographie markieren. Ein wichtiger Übergang ist der Wechsel von der Schule in die Berufsausbildung und damit einhergehend bis zu einem bestimmten Grad in die Erwerbstätigkeit (Ferchhoff 1999, 71, und Gillitzer 2000, 10) – unter anderem deshalb, weil dieser Übergang mit sehr viel Unsicherheit, hohen Anforderungen an das Selbstmanagement, Erfahrungen der Neuorientierung des Selbst und Integrationsbemühungen verbunden ist, und auch in der Rückerinnerung als eine schwierige und sensible Phase eingeschätzt wird (Gillitzer 2000, 300–306). Der Übergang von der Schule zur Berufsausbildung bedeutet in der Regel eine individuelle Neuorientierung, die sich auch in den Mustern der sozialen Interaktion niederschlägt. Der Interaktionsrahmen Schule ist altershomogen strukturiert, während die Ausbildungssituation altersheterogen funktioniert, was die soziale Interaktion massgeblich beeinflusst. Innerhalb der Berufsausbildung kommt es zur meist hierarchischen Zusammenarbeit unterschiedlicher Altersgruppen, was

die soziale Kontrolle über die Jugendlichen verstärkt (Zinnecker 1987, 314). Dieser Übergang ist in vielen Fällen auch deshalb kritisch, weil viele Jugendliche durch die Bildungsexpansion unter sehr hohem Erwartungsdruck seitens der Eltern stehen. Bessere Bildungsabschlüsse als die vorherige Generation garantieren aber heute keine besseren Zukunftsaussichten auf dem Arbeitsmarkt. Dies bedeutet, dass die Jugendlichen zu einem ausserordentlichen Mass an Kompetenzerwerb auch im ausserschulischen Bereich gezwungen sind. Fehlt es an dieser Kompetenz, besteht die Gefahr, an die sozialen Ränder abgedrängt zu werden (Hurrelmann et al. 2002, 34–36).

Geschlechtsspezifische Aspekte

Jugendforschung hat sich lange Zeit auf männliche, auffällige Jugendliche beschränkt. Dies liegt unter anderem an der lange andauernden Thematisierung von jugendkulturellen Phänomenen als subkulturelle Opposition. Innerhalb dieser Sichtweise wurde die Lebenswelt weiblicher Jugendlicher nicht gesondert betrachtet, obwohl daran bereits Ende der 1970er Jahre Kritik geübt wurde (McRobbie & Garber 1976, 12–25; McRobbie 1995, 100–113). Zwar wurden weibliche Jugendliche auch innerhalb älterer Jugendforschungen befragt und geschlechtsspezifische Unterschiede herausgearbeitet; die Interpretationsmuster führten jedoch zu einer formalen Gleichbehandlung, so dass sich allfällige Unterschiede in den Resultaten dieser Forschungen wieder verwischten. Erklärungsmuster für wahrgenommene Differenzen fanden sich allenfalls in der Thematisierung von veränderten Geschlechtsrollen (Bilden & Dietzinger 1988, 135–155).

Die teilweise Auflösung von tradierten Geschlechtsrollen, die zunehmende Individualisierung und Pluralisierung von Lebensstilen bedingen das Aushandeln von sozialen Beziehungen in Netzwerken. Seitz geht nun aber davon aus, dass gerade dieser Aushandlungsprozess geschlechtsspezifischen Logiken folgt (Seitz 1994, 31–56). Insbesondere junge Frauen, so meint sie, können durch diese Veränderungsprozesse nicht mehr auf tradierte Muster von weiblicher Identität zurückgreifen. Ihr Lebensstil orientiert sich, weit mehr als der junger Männer, an einem «Nebeneinander von traditionellen und emanzipatorischen Orientierungen» (Seitz 1994, 36). Dies bestätigt sich auch in den letzten Shell-Jugendstudien, die ab 1992 einen besonderen Fokus auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede der Lebensorientierungen und Muster der Lebensführung legten. Auf einer statistisch-quantitativen Ebene ist eine zunehmende Angleichung der schulischen und beruflichen Lebensperspektiven zu konstatieren, die auf einer fallanalytischen Ebene aber wieder relativiert wird. Die gesellschaftlichen Bilder von Geschlechtsrollen beeinflussen auch in Zeiten der Chancengleichheit die Strategien junger Männer und Frauen, wenn sie ihre Ziele zu erreichen versuchen (Hurrelmann et al. 2002, 38). Grössere Einzeluntersuchungen zu weiblichen Gleichaltrigengruppen fehlten lange Zeit beinahe völlig (Dracklé 1996, 36). Eine Ausnahme macht Helena Wulffs Untersuchung von Mädchenfreundschaft und Mädchenkultur am Beispiel einer multiethnischen Peer-group in London. Während männliche Peer-groups weitest-

gehend gegen aussen gerichtet sind, werden in Mädchengruppen Stil- und Werteorientierungen eher im privaten Bereich ausgehandelt. Stile und Orientierungen werden innerhalb einer «bedroom-culture» ausprobiert, eingeübt und auf ihre Tauglichkeit geprüft (Wulff 1988 und Wulff 1995). Die türkisch-deutsche Sozialpsychologin Berrin Özlem Otyakmaz (1995) befragte junge Frauen türkischer Herkunft in Deutschland im Hinblick auf ihr Selbstverständnis als Türkisch-Deutsche. Sie stellte fest, dass die jungen Frauen sich gegen Zuschreibungen ethnischer Art (türkische Frauen als doppelte Opfer) wehrten und vielfältige Strategien entwickelt hatten, um ihre Bedürfnisse durchzusetzen und ihr Selbstverständnis zu leben – unter anderem die Freundinnengruppe türkischer Herkunft. Ebenfalls den Mädchenfreundschaften widmet sich eine Studie von Eva Breitenbach (2000). Sie sieht die Freundschaften zwischen weiblichen Jugendlichen als den spezifischen sozialen Ort, wo wichtige Prozesse der Vergesellschaftung wie auch der Individuation stattfinden. Die Mädchen und jungen Frauen betrachten Mädchenfreundschaften in Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Vorstellungen als eine jugendliche (und damit temporäre) Lebensweise; für die Forscherin bleibt aber offen, inwieweit diese jugendliche Praxis ins erwachsene Leben hineinreicht.

Der Identitätsdiskurs in der Jugendforschung

Die Entwicklung von Identität hat in der Jugendforschung implizit oder explizit immer einen besonderen Stellenwert eingenommen. Eine generelle Annahme lautet dahingehend, dass eine wichtige Funktion der Jugendphase in der Herausbildung einer gefestigten Identität besteht. Während das frühe Konzept der Adoleszenz von Stanley Hall diesen Prozess eher biologisch-physiologisch geprägt sieht, gehen andere Richtungen stärker auf psychologische Vorgänge ein. Ein Klassiker der Identitätsforschung, Erik H. Erikson, sieht Identität in seinem Phasenmodell der psychosozialen Entwicklung als Hauptthematik und -aufgabe der Pubertät und Adoleszenz.² In diesem Lebensabschnitt sollen frühere und neue Erfahrungen über die eigenen Rollen und Fähigkeiten zur Identität integriert werden. Eine gelungene Identität äussert sich schliesslich nach Erikson als die «unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und die damit verbundene Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen» (Erikson 1976, 18). Die Funktion der sozialen Umwelt konzentriert sich dabei auf die (idealerweise übereinstimmende) Spiegelung der Selbstwahrnehmung eines Individuums, wird bei Erikson aber wichtig, weil er diese Reflexion und Einbindung für die Entwicklung von Identität als zentral erachtet. «Identität entsteht also an den Schnittstellen von persönlichen Entwürfen und sozialen Zuschreibungen. Sie ist nach Erikson immer «problematisch», weil die vom einzelnen zu leistende Integration von der sozialen Gruppe, der er angehört, anerkannt werden muss» (Krappmann 1997, 67).

Neuere theoretische Konzeptionen zu Identität und Identitätsentwicklung setzen andere Schwerpunkte. Erstens wird das normative Element, das sich bei Erikson deutlich abzeichnet, indem eine Identitätsentwicklung in der Jugendphase

entweder gelingen oder irreversibel misslingen kann, aufgelöst und offener formuliert.³ Zweitens wird die Identitätsentwicklung nicht mehr an den zeitlichen Rahmen der Pubertät und der Adoleszenz gebunden, sondern für alle Lebensphasen geöffnet. Und drittens wird die Prozesshaftigkeit und Dynamik des Vorganges stärker in den Vordergrund gerückt. Identität wird zur *Identitätsarbeit*, zur «Patchwork-Identität», wie Heiner Keupp (1997, 11) es formuliert. Dabei sind seiner Auffassung nach unter anderem folgende Grundbedingungen notwendig, damit Identitätsbildung zu subjektiv stimmigen Ergebnissen führt: 1. *Materielle Ressourcen*: «Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebestand, den auch ein «postmodernes Credo» nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann» (Keupp 1997, 19). 2. *Soziale Ressourcen*: Hier angesprochen sind spezifische soziale Fähigkeiten und Beziehungsnetze, die die Entwicklung der Persönlichkeit unterstützen und positiv beeinflussen. 3. *Fähigkeit zum Aushandeln*: Die Auflösung von ehemals unverrückbaren sozialen Normen und Werten führt dazu, dass Individuen im sozialen Austausch «die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln.» (Keupp 1997, 20).

Dass die Integration in unterschiedliche soziale Felder zum unabdingbaren Bestandteil der Identitätsbildung gehört, wird in praktisch allen Texten thematisiert. Identität bedeutet immer auch soziale Identität, und diese setzt Integrationsleistungen und Aushandlungsprozesse voraus.

Ethnische Zugehörigkeit und kulturelle Identität

Eine weitere Variante des Identitätsdiskurses tritt in Erscheinung, wenn es um die Einschätzung von Zugehörigkeit(en) bei Kindern von Migrantinnen und Migranten geht. Michael Bommes (1992) hat die gängige Praxis der Jugendforschung kritisiert, welche heute Jugendliche unter dem Aspekt der Individualisierung von Lebenslagen, der Diversifizierung von Lebensbedingungen und des Lebensstils untersucht, während Jugendliche ausländischer Herkunft häufig als «Traditionsträger» betrachtet und nicht in den üblichen Forschungszusammenhang eingebunden werden. Es ist gerade auch bei Jugendlichen ausländischer Herkunft wichtig, sie im Kontext ihres soziokulturell heterogenen Lebensumfeldes zu sehen, das eben nicht nur aus Herkunftsfamilie und Freund/innen gleicher ethnischer Zugehörigkeit besteht, sondern den gleichen strukturellen Veränderungen unterliegt wie die Lebenswelten der «einheimischen» Jugendlichen. Was bei Migrant*innen häufig – aber keineswegs zwingend – der Fall ist, ist eine grössere (oder vielleicht nur eine anders strukturierte) soziokulturelle Diversität, indem sie aus ihrer Herkunftsfamilie differente kulturelle Muster und Praxen kennen, sei es zum Beispiel in Bereichen wie Sprache, Musik oder Essen, sei es bei normativen Ausrichtungen und Lebensplanungen. Innerhalb der kultur- und sozialwissenschaftlichen Globalisierungsdebatte wird diese verflochtene Komplexität und der Umgang mit ihr mit Begriffen wie «hybride Identitäten» (z. B. bei Hall 1994), «Kreolisierung» (Hannerz 1996) oder «Transnationalismus» (Glick Shiller 1992, aktuell z. B. bei Westwood &

Phizacklea 2000 oder Al-Ali 2002) bezeichnet. Damit werden die vielfältigen und dynamischen Bezüge thematisiert, die sich im Bereich der Identitätsbildung in der Migration ergeben, und es wird Abschied genommen von einer statischen und essenzialistischen Vorstellung von Identität und Ethnizität.

Wie Kinder und Jugendliche ausländischer Herkunft in ihren Schulklassen und in ihrem Freundeskreis mit unterschiedlicher Herkunft und auch mit der Stigmatisierung als «Ausländer» umgehen, ist wie erwähnt relativ selten Gegenstand der Forschung. Hier seien einige Ausnahmen genannt, die sich allerdings in den meisten Fällen mit «ethnisch homogenen» Gruppierungen auseinandersetzen. Aus Deutschland kommen Studien, die eine ethnographische Vorgehensweise mit Fragen der kulturellen Identitätsbildung verbinden: etwa von Hermann Tertilt über die «Turkish Power Boys» (Tertilt 1996) oder von Arnd-Michael Nohl über türkische Cliques und einen Milieuvvergleich zwischen türkischen und deutschen Jugendlichen (Nohl 1996 und Nohl 2001). Gisela Unterweger (2002) untersuchte in der Schweiz die Aushandlungsprozesse rund um kulturelle Identität in einer Schulklasse in Zürich. Dabei stellte sich heraus, dass die alltägliche Lebenspraxis der Schülerinnen und Schüler durch vielfältige vereinheitlichende Prozesse und Bezugssysteme geprägt ist, die eine zumindest in der Schule, zum Teil aber auch in der Freizeit gelebte spezifische Kultur erzeugen. Die Migrant*innen unterschieden sich dabei von den schweizerischen Jugendlichen grundsätzlich nur unwesentlich, da sie diese Prozesse ebenso mitgestalteten und prägten. Was sich aber bemerkbar machte, war ein Ausgrenzungsdiskurs, der auf der blossen Zugehörigkeit zur sozialen Kategorie «Ausländer» beruhte, gleichgültig, ob die betreffenden Jugendlichen eingebürgert waren oder nicht. Dieser Ausgrenzungsdiskurs zeigte sich weniger im schulischen Alltag – die ausländischen Jugendlichen wurden keineswegs ausgegrenzt, sondern waren selbstverständliche und integrierte Klassenmitglieder – als auf einer reflexiven Ebene, wo sich bei den schweizerischen Schülerinnen und Schülern ein dominanter Diskurs im Sinne der Problematisierung von «Ausländern» (vor allem spezifischer Gruppen) zeigte. Die Jugendlichen ausländischer Herkunft hingegen nahmen diesen dominanten Diskurs von der anderen Seite wahr, was sich zum Beispiel in Ängsten bezüglich Lehrstellensuche und in einem Rechtfertigungsdruck, wenn es um «ihre» ethnische Gruppe ging, äusserte. In Frankreich befasste sich der Sozialpsychologe Carmel Camilleri (1990, 1994) mit der Situation von maghrebinischen Einwanderer*innen und entwickelt eine Typologie von möglichen Identitätsstrategien im Umgang mit dem neuen Lebensumfeld. Camilleri bezieht sich dabei zwar nicht ausschliesslich auf Jugendliche, seine Ergebnisse sollen aber generalisierbar und nicht nur auf eine spezifische Generation anwendbar sein. Seine Typologie sieht verschiedene Varianten des Umgangs mit möglichen neuen Zugehörigkeiten kultureller und sozialer Art, zum Beispiel die Reaktion auf asymmetrische Verhältnisse, mit welchen Migrant*innen und Migranten (vor allem aus der Unterschicht und vor allem Arbeitsmigrant*innen und -migranten) häufig konfrontiert sind. Asymmetrische Verhältnisse (eine Art der Zugehörigkeit wird vom dominanten Diskurs als besser und überlegen dargestellt)

sind selbstwertbedrohend und fordern eine Reaktion heraus, zum Beispiel eine möglichst rasche und gründliche Assimilation oder auch (wie es in Hermann Tertilt's Untersuchung zu den «Turkish Power Boys» eindrücklich beschrieben wird) eine «polemische Identität», welche zugeschriebene (und negativ bewertete) Verhaltensweisen aufgreift und demonstrativ in das eigene Verhaltensrepertoire aufnimmt.

Verflechtungen: Integration, Identität und Zugehörigkeit

Griese und Mansel (2003, 15 f.) bemerken in einem Beitrag, der sich mit jugendtheoretischen Diskursen befasst, dass die Jugendforschung seit den 1980er Jahren in einer «kulturalistischen Wende» den Übergang von einer eher gesellschaftstheoretischen zu einer stärker kulturtheoretischen Ausrichtung vollzogen habe. Jugendliche werden in ihrem Alltagshandeln, als aktive und eigenständige Schöpfer und Akteure in Alltagskulturen untersucht – und gerade eine Disziplin wie die Volkskunde/Europäische Ethnologie findet darin sozusagen ihr angestammtes Betätigungsfeld. Wir halten es nach wie vor für sinnvoll, Jugendforschung aus einer solchen Perspektive zu betreiben, die Sicht der Jugendlichen auf ihre Lebenswelten festzuhalten und zu interpretieren. Aber aus lauter Freude an dichten Beschreibungen von Jugendkulturen soll nicht der gesellschaftstheoretische Blick auf das Ganze verlorengehen. Eine transdisziplinäre Betrachtungsweise könnte die Schlüsselkonzepte und Perspektiven unterschiedlicher Disziplinen berücksichtigen und gewinnbringend einsetzen. So sollten wir die makrotheoretische Perspektive auf Jugend als ein historisch-gesellschaftliches Phänomen oder Jugend als ein Konstrukt in der Dialektik von Wissenschaft, Medien, Öffentlichkeit und Politik ebenso in unsere Überlegungen miteinbeziehen wie die mikrotheoretische Sicht auf Jugend als eine eigenständige Sozialisationsphase, als Abschnitt in der individuellen Biographie mit bestimmten Entwicklungsaufgaben und als Moratorium, das auf das Erwachsenwerden vorbereitet.

Wenn wir von einem gesellschaftstheoretischen Blick aufs Ganze sprechen, dann ist eines der grossen gesellschaftlichen Anliegen und eines der umstrittenen Konzepte im Moment dasjenige der Integration. Die Spätmoderne wird als geprägt von Prozessen der Ent-Strukturierung, Desorientierung und Desintegration beschrieben; die konservative Strömung spricht von Wertezersfall. Das Bild einer Gesellschaft, die strukturell und kulturell auseinanderfällt, wirkt sich auch auf die Wahrnehmung der Lage der Jugendlichen aus. Jugendliche können sich, so der Konsens, heute nicht mehr in Abwägung der relevanten Faktoren für einen bestimmten Lebensweg entscheiden und diesen dann mit einiger Sicherheit einschlagen und beibehalten. Zu viele vormals gefestigte Strukturen sind aufgebrochen, und einer der wichtigsten Lebensbereiche, die Berufswelt, ist bestenfalls ein *work in progress*, schlimmstenfalls ein Abstellgleis – wenn der Einstieg *überhaupt* je gefunden werden kann.

«Integration» meint also im landläufigen Sinn eine Gegentendenz zu diesen Entwicklungen, eine Art Gesellschaftsleim, der Disparates wieder zu einem funktionalen Ganzen fügt: die kulturell Fremden übernehmen zum Beispiel den viel zitierten Wertekanon westlicher Gesellschaften, die strukturell Ausgegrenzten finden wieder ihnen zugängliche Strukturen vor und die Jugendlichen schaffen den Übergang in die Erwachsenenwelt ohne grössere Blessuren.

Die Frage nach Integration beinhaltet also immer auch die Frage nach symbolischer oder praktischer Zugehörigkeit. Wie dieser Zusammenhang von Integration und komplexen Zugehörigkeiten aus Sicht einer kulturwissenschaftlichen Jugendforschung aussehen könnte, möchten wir unten skizzieren.

Integration: Wer wird worin (und von wem) integriert?

Mit dem Stichwort «Integration» wird ein komplexes Phänomen mit unterschiedlichen fachspezifischen Hintergründen angesprochen.⁴ Es beinhaltet in der soziologischen Perspektive auf einer gesellschaftlichen Makroebene das (normative) Bestreben, eine soziale Einheit zu schaffen, die das möglichst konfliktfreie Nebeneinander verschiedener sozialer Gruppierungen durch geregelte und verbindliche Zugehörigkeiten, Positionen und Beziehungen ermöglicht (Fuchs-Heinritz et al. 1994, 303). Weniger allgemein formuliert, geht es bei dem Thema Integration auf der Ebene der Gesamtgesellschaft auch darum, konkrete politische Zielvorstellungen umzusetzen. Eine solche Zielvorstellung könnte zum Beispiel die proportional angemessene Verteilung von (marginalisierten) Gruppen in verschiedenen Institutionen und Bereichen wie Schulen, Berufsrichtungen, Wohngebieten usw. darstellen. In der soziologischen Verwendung lässt sich weiter eine funktionale Integration von der normativen Integration unterscheiden: Die funktionale Integration beschreibt einen Systemzustand, welcher charakterisiert ist durch das zielgerichtete Zusammenarbeiten einzelner Systemelemente; der Begriff der normativen Integration hingegen wird verwendet, wenn «Normen und Werte eines sozialen Systems durch Sozialisation vermittelt internalisiert sind» (Reinhold et al. 1997, 299 f.).

Allen Lesarten gemeinsam ist die Relation zwischen «Fragmenten» – seien dies Individuen, soziale Gruppen oder Institutionen – und einem grösseren Ganzen (z. B. einer nationalstaatlich definierten Gesellschaft) in einem positiv bewerteten Sinn der Einbeziehung und des Einschlusses.

Die Schwierigkeiten des Begriffs liegen unseres Erachtens vor allem in dem Umstand, dass seine konkrete Anwendung, sozialwissenschaftlich gesprochen seine Operationalisierbarkeit, problematisch erscheint. Er ist auf unzählige Teilsysteme anwendbar, und für jedes von ihnen könnte ein objektivierender Kriterienkatalog erarbeitet werden, anhand dessen eine Bestimmung des «Integrationsstandes» seiner Mitglieder möglich würde. Die gesellschaftliche Realität lässt ein solches Vorhaben jedoch kaum zu. Zwar gibt es die relativ eindeutig scheinenden Fälle von Gruppen und Personen, die als marginalisiert beschrieben oder behandelt werden. Doch durch die Veränderbarkeit, Konstruierbarkeit und Flexibilität

von Zugehörigkeiten wird jede statische Interpretation von Integration oder Ausschluss zwangsläufig wieder in Frage gestellt. Eine Lösung dieses Dilemmas liegt darin, dass man die Untersuchten selbst bestimmen lässt, was für sie «Integration» bedeutet und wann sie sich (und in welchen Zusammenhängen) integriert oder eben ausgegrenzt fühlen.

«Integration kann», so führen zwei Autor/innen eines europäischen Projektes über «Jugend zwischen Integration und Ausgrenzung» aus, «in einem ganz allgemeinen Sinn als Entwicklungsaufgabe von Jugendlichen verstanden werden. Integration heisst in diesem Sinn seinen Ort und seinen Weg in der Gesellschaft finden. (...) Für Jugendliche haben deshalb Integration und Ausgrenzung eine elementare Bedeutung» (Svob & Held 1998, 10.). Integration soll also, so eine Konsequenz dieser Aussage, nicht nur als eine gesellschaftliche Aufgabe aufgefasst werden, als Auftrag (öffentlicher) Institutionen, alle Jugendlichen (bzw. diejenigen mit «Integrationschwierigkeiten») in die Gesellschaft einzuführen und einzugliedern. Sie kann auch als eine Anforderung betrachtet werden, welche die Jugendlichen selbst erfüllen müssen und in aller Regel auch erfüllen wollen. Naheliegenderweise muss beides – Integrationsmöglichkeit und Integrationsfähigkeit – vorhanden sein. Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive geht es aber vor allem darum, wie die Jugendlichen ihre Integrationen in vielfältige konkrete und symbolische Zusammenhänge (und weniger in die abstrakte «Gesellschaft») selbst aushandeln und welche Bedeutungen sie ihnen zuschreiben; dominierend ist also die emische Sicht der Akteurinnen und Akteure auf ihre Zugehörigkeiten.

Auswirkungen von Desintegration

Zur Untersuchung von Prozessen der Ein- oder Ausgrenzung bei Jugendlichen gehört die Thematisierung der Auswirkungen, wenn gewünschte Integrationen nicht gelingen. Erving Goffman (1979 [1963]) hat mit seinem Stigmatisierungskonzept aufgezeigt, welche Folgen Ausgrenzung in Form von Stigmatisierung haben kann und wie Individuen damit umgehen. Goffman beschreibt Stigmatisierung als einen sozialen Prozess, von dem ausnahmslos alle Menschen betroffen sein können, den alle fürchten und den die allermeisten irgendwann – vorübergehend oder nicht – erleben. Aus dieser Variabilität ergibt sich: «Der Normale und der Stigmatisierte sind nicht Personen, sondern eher Perspektiven» (Goffman 1979 [1963], 170). Goffman bemerkt aber auch, dass bestimmte Eigenschaften einer Person in einer bestimmten, historischen Gesellschaft als eindeutig diskreditierend, andere wiederum nur als diskreditierbar bestimmt werden. Homosexualität könnte als eine Eigenschaft bezeichnet werden, die vor wenigen Jahrzehnten noch als klar diskreditierend galt, heute hingegen eher «nur» diskreditierbar wirkt.

Ein so verstandenes Stigma zu haben heisst, in unerwünschter Weise anders zu sein, als das soziale Gegenüber es antizipiert hatte, und diese Antizipationen wiederum sind verbunden mit Vorstellungen von Normalität, genauer mit Identitätsnormen. Das Nicht-Erfüllen von Identitätsnormen, deren Entsprechung in bestimmten sozialen Zusammenhängen verlangt wird, kann nach Goffman mit einer

ganzen Reihe von Strategien abgewehrt oder gemildert werden: Der Stigmatisierte kann versuchen, seinen Makel indirekt zu korrigieren, durch das Betonen anderer Eigenschaften zu kompensieren. Er kann die Strategie des Täuschens anwenden, seinen Makel also verbergen – dabei ist natürlich die Wahrnehmbarkeit des Merkmals entscheidend. Stigmatisierte können auch darauf bestehen, das «Normale» mit neuen Augen zu betrachten, die Gültigkeit der Identitätsnorm anzuzweifeln, einen gesellschaftlichen Prozess des Reframing in Gang zu setzen (wie es Minderheiten immer wieder gelungen ist), der gerade ihre spezifische Art von «Abweichung» rehabilitiert. Schliesslich gibt es auch die resignativen Varianten im Umgang mit einer Stigmatisierung: Rückzug, soziale Isolation, Autoaggression, psychische und somatische Krankheiten. Und es gibt das Stigma als Rekrutierungsbasis für eine (kämpferische) Interessengruppe – diese Variante ist im anglo-amerikanischen Raum unter dem Stichwort Identitätspolitik bekannt geworden. Oft sind die Repräsentanten solcher Bewegungen so erfolgreich, dass ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Stigmatisierten strittig wird.

Sich diese vielfältigen Formen im Umgang mit sozialer Ausgrenzung vor Augen zu führen, scheint uns gerade in der Jugendforschung wichtig zu sein. Jugendliche befinden sich in einem prekären Prozess akuter Identitätsbestimmung, sie sind darin verletzlich und angreifbar. Sie erproben ihre «Anschlussfähigkeit» in konkreten sozialen Zusammenhängen, feiern darin Erfolge oder stecken Rückschläge ein. Auf einige dieser Zusammenhänge wollen wir im Folgenden genauer zu sprechen kommen.

Komplexe Identitäten, komplexe Zugehörigkeiten

Die aktuelle Jugendkulturforschung geht, wie wir gesehen haben, davon aus, dass Jugendliche Zugehörigkeit in vielfältigen sozialen Netzen leben und suchen. Das kann die klassische Peer-group mit Gleichaltrigen sein, das können Subkulturen und Szenen sein, das kann die Zugehörigkeit zu einer ethnisch-kulturellen (oder über die Herkunft definierten) Gruppe oder zur eigenen Geschlechtsgruppe sein, aber auch Zugehörigkeiten, die sich über die soziale Schicht, die Schule und die Berufsrichtung ergeben. Zugehörigkeit konstituiert Identität, das gilt für Jugendliche nicht weniger als für Erwachsene. Im Unterschied zu den Identitäten von Erwachsenen ist aber bei Jugendlichen die Prozesshaftigkeit des Aushandelns von Zugehörigkeiten (und damit Teil-Identitäten) noch stärker ausgeprägt und die Zugehörigkeit an und für sich oft fragiler, umstrittener, in einem höheren Mass verhandelbar. Das soziologische Konzept der Statuspassagen und das anthropologische der Übergangsriten thematisieren unter anderem diesen Aspekt, der verknüpft ist mit der Suche nach neuen Zugehörigkeiten.

Wichtig wäre es unserer Meinung nach, dieser Komplexität und Verflochtenheit Rechnung zu tragen und Aushandlungsprozesse rund um verschiedenartige Zugehörigkeiten in den genannten Bereichen zu dokumentieren und analysieren. Es geht also nicht um einzelne leitende Kategorien wie Herkunft («Kultur»), Geschlecht oder Status, sondern es geht um konkrete Menschen, deren lebensweltli-

che Realität sich nicht darin beschränkt, einer einzigen gesellschaftlichen Gruppe oder Kategorie anzugehören oder durch diese alleine determiniert zu werden.

Fokus auf die Herstellung von Normalität

Die Jugendphase wird traditionell – verwiesen sei auf den strukturfunktionalistischen Ansatz von Parsons und Eisenstadt – in Verbindung gebracht mit der Suche nach Normen und Werten. Dieser Ansatz ist zwar aufgrund seiner ausgrenzend-normativen Ausrichtung «ausser Mode» geraten, die Frage nach dem Umgang mit Normen erweist sich jedoch, wie die Untersuchung von Ahbe zeigt, als unvermindert relevant, weil mit «Normalität» untrennbar die Frage nach Ausgrenzung verknüpft ist.⁵ Wir gehen davon aus, dass die Frage der Herstellung von Normalität⁶ auch für heutige Jugendliche aktuell ist und dass jede Form der Zugehörigkeit – zu einem Geschlecht, einem Milieu, einer Szene, einer Berufsgruppe – mit Vorstellungen darüber verbunden ist, was in ihr als «normal» und verbindlich anzusehen ist.

Mario Erdheim konstatierte ein Symboldefizit und Normenvakuum in der Adoleszenz, das nach Klärung ruft, da es Chaos und Verunsicherung auslöse (Erdheim 1996, 206–212). Früher dienten nach Erdheim Initiationsfeierlichkeiten der Aufnahme von bestimmten gesellschaftlichen Werten und Normen ins Selbst, heute hat die Initiation an Bedeutung verloren und die Adoleszenz sich im Gegenzug verlängert. Die Suche nach gültigen Normen ist dadurch nicht einfacher geworden. Die Produktion und Thematisierung von Normalität in den verschiedenen Bereichen zu untersuchen, ist ebenfalls ein zentrales Anliegen, weil das diskursive Herstellen von Normalität eng mit der Frage von Integration oder Ausgrenzung verbunden ist. Gelingt es einem Individuum nicht, bestimmte Vorgaben zu erfüllen, ist es von Ausgrenzung bedroht.

Zentrale Kategorien der Zugehörigkeit

Im Folgenden möchten wir versuchen, einige der zentralen Kategorien konkreter und symbolischer Zugehörigkeit in ihrer Bedeutung für Jugendliche zu beschreiben.

Berufsgruppe: Einer der gebräuchlichsten Indikatoren, wenn es darum geht, den Stand der gesellschaftlichen Integration einzuschätzen, ist sicherlich die schulische und berufliche Laufbahn eines Menschen. Nach Zinnecker entspricht das Hineinwachsen in Ausbildung und Beruf einer der drei wichtigsten Statuspassagen von der Jugend ins Erwachsenenendasein. Hier werden auch in der populären Vorstellung die «Weichen fürs Leben» gestellt, und die Entscheidung für eine Berufsrichtung lastet gewichtig auf den Jugendlichen der entsprechenden Altersgruppe, auch wenn sich mittlerweile die Flexibilität von beruflichen Lebensläufen erhöht hat – mit allen Vor- und Nachteilen, die das mit sich bringt. Heitmeyer und Hurrelmann stufen die Rolle der beruflichen Entwicklung von Jugendlichen als entscheidend für die weitere Biographie ein:

Wir gehen von einer grundlegenden Bedeutung der Erwerbstätigkeit für die Persönlichkeitsentwicklung von Jugendlichen aus. Die gesamte Balance von Handlungsmöglichkeiten und Handlungserwartungen beim Übergang in das Erwachsenenalter wird durch eine Blockierung in diesem Bereich gestört. (Hurrelmann & Heitmeyer 1988, 63.)

Interessant könnte es sein, allfällige Lehrabbrüche und Umorientierungen in der Berufswahl zu verfolgen, die auf nicht gelungene Integrationen in ein zuerst gewähltes berufliches Umfeld hindeuten. Die Untersuchung von Unterweger (2002) in einer Zürcher Schulklasse stellte gerade bei Unterschicht-Jugendlichen mit schlechten Schulleistungen und in unsicheren biographischen Verhältnissen eine Diskrepanz zwischen dem Wunschberuf und der schliesslich gewählten Berufsausbildung fest: vielleicht ein Hinweis auf desintegrative Tendenzen, die erst später manifest werden.

Eine spannende Fragestellung im Bereich der Berufswahl und Berufsausbildung betrifft sicherlich die Identifikation mit einer neuen Rolle als Angehörige/r einer bestimmten Berufsgruppe. Die Jugendlichen werden schrittweise hineingeführt in ein neues Rollenmuster, mit welchem sie ihren «Stand» repräsentieren können und sollen. Zentral wird dies vor allem in Berufen, die den direkten Kontakt zu einer Kundschaft pflegen, allen voran bei den Verkaufsberufen, die in der Ausbildung das berufliche Selbstverständnis und das Rollenverhalten vermutlich direkt thematisieren. Aber auch andere Berufsrichtungen, bei denen dieser explizite Bezug nicht geschieht, generieren bestimmte Verhaltens- und Einstellungsmuster, die nicht zuletzt auch eine Identifikation mit der Berufsgruppe ermöglichen. So lernt ein Maurerlehrling nicht nur, wie man fachgerecht Häuser baut, sondern auch, wie man sich «normalerweise» als (junger) Bauarbeiter benimmt, welche Verhaltenserwartungen er in diesem Bereich zu erfüllen hat. Gleiches gilt für eine Lernende im kaufmännischen Bereich in einem Unternehmen der Werbebranche. Die Jugendlichen müssen einen Umgang finden mit impliziten oder expliziten Rollenerwartungen und Normen, sie müssen sich ein neues Repertoire an Verhaltensweisen und Bewertungen aneignen, wenn sie sich in das neue Umfeld integrieren wollen.

Geschlecht: Jugendforschung unter dem Aspekt der Genderperspektive hat erst seit einiger Zeit etwas stärker Fuss gefasst. Grundsätzlich gilt: Geschlechtsidentität kann nicht losgelöst von sonstigen Lebenszusammenhängen (wie Herkunft, Schicht, Peer-group und Szene) betrachtet werden, sondern gestaltet sich je unterschiedlich in verschiedenartigen Situationen und Konstellationen. Die Genderperspektive soll demzufolge immer auf alle Bereiche von Untersuchungen angewendet werden. Ein gelungenes Beispiel einer solchen Studie bietet Barbara Stauber (2004) mit «Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen». Sie untersuchte den Zusammenhang zwischen geschlechtsspezifischen Formen der Selbstinszenierung und der Bewältigung von Übergängen und stellte fest, dass diese Selbstinszenierungen kollektive imaginäre Lösungen für die Bewältigungsanforderungen darstellen.

Als mögliche Fragestellungen in diesem Bereich können formuliert werden:

- Wie gestalten Mädchen und Jungen ihre Zugehörigkeit zur Kategorie «Mann» oder «Frau», welche «Vorgaben» werden thematisiert und umgesetzt? An welchen Mustern und Vorbildern orientieren sie sich?
- Wie wird Geschlechtszugehörigkeit inszeniert?
- Welche unterschiedlichen Formen des Umgangs mit Geschlechtsidentität lassen sich bei geschlechtshomogenen Gruppen, die sich in diesem Alter häufig bilden, beobachten?
- Wie gestaltet sich der Umgang der Geschlechter miteinander?
- Wie spielerisch oder festgefahren äussert sich der Umgang der Jugendlichen mit Geschlechtsidentität, welche Möglichkeitsformen werden erprobt?

Schicht, Milieu, Szene: Die heutige Jugendforschung konstatiert eine Abwendung von der Kategorie Schichtzugehörigkeit hin zu spätmodernen Formen der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile. Nachdem den sozialen Herkunftsmilieus ihre Bindungskraft weitgehend abgesprochen wird, konzentrieren sich die Forschungen eher auf Aspekte des Lebensstils oder der Szenenzugehörigkeit, die offener und in vieler Hinsicht heterogener gefasst werden können. Wir möchten die postulierte Beinah-Belanglosigkeit der sozialen Position in Frage stellen, ohne indes die neuen Entwürfe zu vernachlässigen. Unserer Ansicht nach können nach wie vor sowohl die Schichtzugehörigkeit als auch Mitgliedschaften in lebensstilorientierten Szenen für Jugendliche relevant sein und sehr reale Konsequenzen haben.

Als eine Hypothese könnte formuliert werden, dass es für Jugendliche limitierend wirkt, nicht über die erwünschten oder ausreichende ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen zu verfügen. Ein ressourcenarmes Milieu führt zu rigideren Orientierungen an einer Normalbiographie und zu einem kleineren Handlungsspielraum, was den Lebensstil und die Lebensplanung anbelangt.

Andere Jugendliche wiederum, die über mehr Ressourcen verfügen (oder mit besonderen persönlichen Ressourcen ausgestattete Jugendliche) entwickeln eine grössere Freiheit in der Wahl der Zugehörigkeiten und des Lebensstils.

Ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit: Fragen der ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit oder der kulturellen Identität werden heute vor allem unter dem Aspekt der Dynamik, Prozesshaftigkeit und Veränderbarkeit theoretisch gefasst. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist der Umstand, dass sich auch das Verständnis von Kultur gewandelt hat. Kultur gilt nicht mehr als starres Orientierungssystem oder als ein Konglomerat von kulturellen Objektivationen und Subjektivationen, das mittels Tradition und Überlieferung in einer statischen Form an die nächste Generation weitervermittelt wird, sondern – z. B. in der berühmten Formel von Raymond Williams' «whole way of life» – als der «praktische Lebensvollzug, den der einzelne in sozialen Gruppierungen und unter historisch sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erfährt – Kultur ist das Leben» (Kaschuba 1999, 121). Damit

wird Kultur als ein Gegenstand thematisiert, der gesellschaftlich ausgehandelt wird. Kultur kann dabei durchaus statische und scheinbar «unveränderliche» Aspekte beinhalten, wenn, als Beispiel, eine soziale Norm für sehr viele Menschen einen Sinn ergibt und deswegen gepflegt, argumentatorisch abgesichert und tradiert wird, oder wenn infolge einer Abgrenzungspraxis ein statisches Kulturverständnis zementiert wird. Doch Kultur als Praxis ist flexibel, verhandel- und wandelbar, wie die Jugendkulturforschung beispielsweise an der Untersuchung von modisch-stilbezogenen Jugendkulturen und Szenen immer wieder aufgezeigt hat.

Nicht nur Kultur, auch kulturelle Identität wird – als Schnittstelle zwischen Subjekt und sozialer Umgebung – folgerichtig als eine dynamische und flexible Grösse verstanden, die sich in der Interaktion mit der Umwelt ständig neu konstituiert. Eine Konsequenz dieser Betrachtungsweise zeigt sich in der Interpretation von kultureller Identität in der Migration. Migrantinnen und Migrantinnen sowie ihre Kinder werden nicht mehr einfach als «Träger» einer fremden Kultur betrachtet, welche sie wie ein Kleidungsstück entweder ganz, teilweise oder gar nicht mehr anbehalten. Das Augenmerk richtet sich vielmehr auf die Ressourcen und Bezüge, mit denen Menschen in der Migration ihre kulturelle Identität neu aushandeln. Hier entstehen «kreolisierte» oder «hybride» Identitäten, welche ganz unterschiedliche Positionen und Bezüge vereinbaren und in eine sinnvolle Form bringen können.

Diese theoretische Betrachtungsweise ist wichtig, wenn es um den Aspekt der ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit geht. Man kann davon ausgehen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund, die ganz oder teilweise in den Aufnahmegesellschaften sozialisiert worden sind, nicht wie durch einen unsichtbaren Kulturschleier von den «einheimischen» Jugendlichen getrennt werden, sondern dass sie vielmehr aktiver und interaktiver Teil des soziokulturellen Geflechts sind, in welches sie tagtäglich eingebunden sind. Separierungstendenzen zwischen einheimischen und ausländischen Jugendlichen müssen demzufolge nicht mit einer kulturalistischen Analyse erklärt werden.

Eine anderer Aspekt betrifft den Umgang der Jugendlichen ausländischer Herkunft mit Stigmatisierungstendenzen. Wie wirkt sich die in Frage gestellte gesellschaftliche Anerkennung auf ihre Identitätsentwürfe aus, wie gestalten sie Zugehörigkeitsfragen auf der Ebene der Nationalität?

Weitere Desiderate der Jugendkulturforschung

An die heutige kulturwissenschaftliche Jugendforschung werden verschiedene Anliegen herangetragen. So sollen Jugendliche, wie oft betont wird, nicht als passive Erleider untersucht werden, sondern als aktiv Handelnde, als «Teilnehmer an kulturellen Prozessen in Gesellschaften» (Moser 2000, 46). «Kinder und Jugendliche werden nicht als aktive Produzenten von Kultur wahrgenommen», schrieb Dracklé (1996, 38) noch vor einigen Jahren, und meinte damit auch, dass die An-

sichten Erwachsener über Jugendliche noch immer stark von kulturpessimistischen Prämissen beeinflusst sind – die Jugendlichen als leichte Beute in den Spinnennetzen von Konsumgesellschaft und Kulturindustrie. Wenn diese Forderung ernst genommen wird, hat dies Konsequenzen nicht nur für die Fragestellungen, sondern auch für die verwendeten Methoden. Um Jugendliche als Akteure im eigentlichen Sinn verstehen zu können, ist es nötig, das Spektrum der Datengewinnung zu erweitern. Das (qualitative) Interview allein genügt nicht, um zum Beispiel interaktive Prozesse und Phänomene der Selbstinszenierung zu erfassen – dazu braucht es Methoden aus dem Bereich von Ethnographie und Feldforschung: Teilnehmende Beobachtung, Gruppendiskussionen, Netzwerkanalysen.

Weiter wird der Einbezug von Fragen der ethnischen Zugehörigkeit, Geschlechterdiskursen und sozialer Stellung gefordert und damit verknüpft die Thematisierung von Ungleichheit sowie von Ein- und Ausgrenzung (Moser 2000, 17; Dracklé 1996, 38) – auf diese Aspekte sind wir in unserem Text ausführlich eingegangen. Gefordert ist auch eine Abkehr von der Fokussierung auf Auffälligkeiten, Devianz und Pathologie und eine Hinwendung zu den Lebensumständen und Lebenssituationen nicht-auffälliger Jugendlicher (Moser 2000, 48). Weiter existiert die Forderung, die Lebenswelten von Jugendlichen und Erwachsenen nicht als gänzlich getrennt, mit unterschiedlichen Kulturen, Zugehörigkeiten und Interessen zu betrachten. Stattdessen sollen Mikroebenen und Netzwerke dort untersucht werden, wo Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Altersgruppen bestehen: In der Schule, in der Familie, bei der Arbeit (Dracklé 1996, 38 f.; Amit-Talai 1995, 231).

Und schliesslich wird nach einer verstärkten Einbeziehung der Untersuchungsperspektiven Raum und Körper verlangt – ein Anliegen, das wir bisher kaum gestreift haben, dem wir aber ebenfalls eine grosse Bedeutung zuschreiben. Barbara Stauber zum Thema Körper:

Die Jugendkultur Techno spitzt zu, was Jugendkulturen (der Moderne wie der «Postmoderne») generell charakterisiert: dass Bedeutungen «durch den Körper» gehen, körperliche Insignien haben, über den Körper nach aussen getragen werden (...). Entsprechend wird der Körper genutzt (...) zu stilistischen Gestaltung – mit sämtlichen Ein- und Ausschlussmechanismen, die dies für junge Frauen und Männer mit unterschiedlichen finanziellen, sozialen, aber auch körperlichen Möglichkeiten mit sich bringt. (Stauber 2004, 65)

Und zum Thema Ort liesse sich mit Griese und Mansel (2003, 24) fragen: ««Wo» findet Jugend statt? «Wo» wird jugendliches Verhalten erprobt und inszeniert?» Die Wahl eines Raumes (Mädchenzimmer oder Jugendhaus-Keller, öffentlicher Platz oder Hinterhof) für spezifische Aktivitäten ist offensichtlich bedeutsam für Jugendliche – ungeklärt ist aber, welche Bedeutungen darin verborgen sind und wie Jugendliche als «Raumnutzer» auftreten.

«Äusserlich kräftig – innerlich fragil»

Diese Überschrift eines Artikels des Schweizer Kinder- und Jugendpsychologen Andrea Lanfranchi (2004) in einer NZZ-Wochenendbeilage skizziert eines von vielen Bildern, die über Jugendliche im Umlauf sind; andere stellen das kreative Potenzial, die Lebenslust oder auch die Gewaltbereitschaft von Jugendlichen in den Vordergrund. Dass sich «die Jugend» so vielfältig und widersprüchlich präsentiert wie die Welt der «Erwachsenen» und zudem niemand weiss, wo genau eigentlich die Grenze zwischen den beiden Kategorien verläuft, vereinfacht die Ausgangslage nicht unbedingt. Im Bewusstsein, dass all diese Zuschreibungen nur bedingt gültig sind und immer auch das Gegenteil zutrifft, scheint uns aber doch das Beachten der prekären und verletzlichen Situation von Jugendlichen keine schlechte Basis zu bieten. Bei Jugendlichen verdichten sich Prozesse der biologischen, kulturellen und sozialen Veränderungen, und dies in einer Gesellschaft, die in gewissen Bereichen so unstatistisch geworden ist wie kaum je zuvor. Dass diese Kumulation die Krisenanfälligkeit erhöht, ist einleuchtend. Gerade durch diese Sensibilität für die Verletzlichkeit kann sich eine Perspektive auf Jugendliche entwickeln, die auch deren Stärken in den Vordergrund stellt. Jugendliche reagieren auf die Zumutungen und Anforderungen ihres Lebensalters, ihrer Lebenswelt und «ihrer» Gesellschaft mit den unterschiedlichsten Strategien, und häufig sind diese Strategien eigensinnig, kreativ und zweckmässig. Eine kulturwissenschaftliche Jugendforschung, die diesen Strategien, den Deutungen und Handlungen von Jugendlichen auf den Grund geht, sie beschreiben und glaubwürdig interpretieren kann, entwirft zwar kein theoretisches Grossmodell. Aber sie leistet einen Beitrag für ein differenziertes Verständnis von Jugendlichen und für Interpretationsmuster und vielleicht auch Handlungsoptionen, die sich nicht über die Köpfe der Untersuchten hinwegsetzen.

Anmerkungen

- ¹ Eine der beeindruckendsten Arbeiten stammt von Willis 1979.
- ² Erikson 1959, 88–94; als Übersicht 120.
- ³ Hausser 1997, 124 bringt die Kritik auf den Punkt: «Die Irreversibilitätsannahme steht in krassem Widerspruch zu heutigen empirisch gesicherten Ergebnissen der Krisenbewältigungsforschung.»
- ⁴ Hier soll die Ebene der soziologischen und sozialpsychologischen Begriffsbestimmungen betrachtet werden und nicht z.B. diejenige der individuumorientierten Psychologie.
- ⁵ Vgl. die Ausführungen über die «Auswirkungen von Desintegration» weiter oben.
- ⁶ Unter «Normalität» werden hier in einer Gruppe ausgehandelte, wertende Konsens-Vorstellungen zu Eigenschaften und Verhaltensweisen verstanden. Diese wiederum sind beeinflusst von gesellschaftlichen Diskursen darüber, was in einzelnen Feldern als «normal» gilt.

Literatur

- Ahbe, Thomas: Ressourcen – Transformation – Identität. In: Heiner Keupp und Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main 1997, 207–226.
- Al-Ali, Nadejda: New approaches to migration? Transnational communities and the transformation of home. London 2002.
- Amid-Talai, Vered: Conclusion. The «multi» cultural of youth. In: Vered Amit-Talai und Helena Wulff (Hg.): Youth Culture. London 1995, 223–233.
- Bilden, Helga, Angelika Diezinger: Historische Konstitution und besondere Gestaltung weiblicher Jugend – Mädchen im Blick der Jugendforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hg.): Handbuch der Jugendforschung. Opladen 1988, 135–155.
- Bommes, Michael: Individualisierung von Jugend – ausgenommen Migrantenjugendliche? In: Migration (14) 1992, 61–90.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982.
- Bourdieu, Pierre (Hg.): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main 1998.
- Breitenbach, Eva: Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. Eine fallrekonstruktive Untersuchung von Gleichaltrigengruppen. Opladen 2000.
- Camilleri, Carmel: Identité et gestion de la disparité culturelle: essai d'une typologie. In: Carmel Camilleri, Joseph Kastersztein u. a. (Hg.): Stratégies identitaires. Paris 1990, 85–110.
- Camilleri, Carmel: Enjeux, mécanismes et stratégies identitaires dans des contextes pluriculturels. In: Cristina Allemann-Ghionda (Hg.): Multikultur und Bildung in Europa. Bern 1994.
- Dracklé, Dorle: Kulturelle Repräsentationen von Jugend in der Ethnologie. In: Dorle Dracklé (Hg.): Jung und wild. Zur kulturellen Konstruktion von Kindheit und Jugend. Berlin, Hamburg 1996, 14–53.
- Erdheim, Mario: Die Symbolisierungsfähigkeit in der Adoleszenz. In: Dorle Dracklé (Hg.): Jung und wild. Zur kulturellen Konstruktion von Kindheit und Jugend. Berlin, Hamburg 1996, 202–224.
- Erikson, Erik H.: Identity and the Life Cycle. Selected Papers. With a historical introduction by David Rapaport. Psychological Issues, Monogr. 1. New York 1959.
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1976.
- Ferchhoff, Wilfried: Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. 2. Aufl., überarb. Opladen 1999.
- Fiske, John: Die kulturelle Ökonomie des Fantoms. In: SPoKK (Hg.): Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim 1997, 54–69.
- Fuchs-Heinritz, Werner, Rüdiger Lautmann et al. (Hg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen 1994.
- Genepp, Arnold van: Les rites de passage. Paris 1909.
- Gillitzer, Sabine: Jugendliche am Anfang der Berufsausbildung. Osnabrück 2000.
- Glaser, Barney und Anselm Strauss: Status passage. London 1971.
- Glick Shiller, Nina, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton (Hg.): Towards a transnational perspective on migration: race, class, ethnicity, and nationalism reconsidered. New York 1992.
- Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 10. Aufl. Frankfurt a.M. 1979 (1963).
- Griese, Hartmut M. und Jürgen Mansel: Jugendtheoretische Diskurse. In: Jürgen Mansel, Hartmut M. Griese und Albert Scherr (Hg.): Theoriedefizite der Jugendforschung. Weinheim und München 2003, 11–30.
- Hall, Stuart: Die Frage der kulturellen Identität. In: Ulrich Mehmle (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg 1994, 180–222.
- Hannerz, Ulf: Transnational Connections. Culture, people, places. London, New York 1996.
- Hausser, Karl: Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung. In: Heiner Keupp und Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M. 1997, 120–134.
- Hitzler, Ronald, Thomas Bucher und Arne Niederbacher: Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen 2001.
- Hurrelmann, Klaus und Wilhelm Heitmeyer: Sozialisations- und handlungstheoretische Ansätze in der Jugendforschung. In: Heinz-Hermann Krüger (Hg.): Handbuch der Jugendforschung. Opladen 1988, 47–70.

- Hurrelmann, Klaus et al.: Eine Generation von Egotaktikern? Ergebnisse der bisherigen Jugendforschung. In: Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt/M. 2002, 31–51.
- Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999.
- Keupp, Heiner: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Heiner Keupp und Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main 1997, 11–39.
- Krappman, Lothar: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Heiner Keupp und Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main 1997, 66–92.
- Lanfranchi, Andrea: Äusserlich kräftig – innerlich fragil. Kinder und Jugendliche im Wandern zwischen Welten. In: NZZ, 10./11. April 2004, 75.
- Lange, Andreas: Die Lebensführung Jugendlicher und ihre beruflichen Perspektiven in einer Bildungs- und Wissensgesellschaft. In: Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft (130)/2003. Online-Publikation (PDF-Format): http://www.spw.de/130/lange_2.pdf.
- McRobbie, Angela: What is happening in Cultural Studies? Kulturanalyse im Postmarxismus. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen–Identitäten–Diskurse. Berlin 1995, 100–113.
- McRobbie, Angela, Jenny Garber: Girls and Subcultures (1976). In: Angela McRobbie: Feminism and Youth Culture. London 2000, 12–25.
- Moser, Johannes: Kulturanthropologische Jugendforschung. In: Johannes Moser (Hg.): Jugendkulturen. Recherchen in Frankfurt am Main und London. Kulturanthropologie Notizen, Bd. 66. Frankfurt 2000, 11–57.
- Nohl, Arnd-Michael: Jugend in der Migration. Türkische Banden und Cliques in empirischer Analyse. Baltmannsweiler 1996.
- Nohl, Arnd-Michael: Migration und Differenzenerfahrung. Junge Einheimische und Migranten im rekonstruktiven Milieuvvergleich. Opladen 2001.
- Otyakmaz, Berrin Özlem: Auf allen Stühlen. Das Selbstverständnis junger türkischer Migrantinnen in Deutschland. Köln 1995.
- Reinhold, Gerd, Siegfried Lamnek und Helga Recker (Hg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien 1997.
- Seitz, Rita: «Ich wünsche mir, dass mir jemand sagt, was ich machen soll ...» Weibliche Identitätsarbeit und gesellschaftliche Individualisierung. In: Verena Haller (Hg.): Mädchen zwischen Tradition und Moderne. Folgen des Werte- und Normenwandels für die Geschlechtsidentität der Mädchen am Beispiel unterschiedlicher kultureller Ausgangsbedingungen. Innsbruck 1994, 31–65.
- Stauber, Barbara: Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale. Opladen 2004.
- Svob, Melita und Josef Held (Hg.): Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Theorien und Methoden eines internationalen Projekts. Hamburg 1998.
- Tertilt, Hermann: Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande. Frankfurt a.M. 1996.
- Turner, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt a.M., New York 1989 (1969).
- Unterweger, Gisela: Klasse und Kultur. Verhandelte Identitäten in der Schule. Zürich 2002.
- Vollbrecht, Ralf: Von Subkulturen zu Lebensstilen. In: SPoKK (Hg.): Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim 1997, 22–31.
- Westwood, Sallie und Annie Phizacklea: Trans-nationalism and the politics of belonging. London 2000.
- Willis, Paul: Spass am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt am Main 1979.
- Wulff, Helena: Twenty Girls. Growing up, Ethnicity and Excitement in a South London Microculture. Stockholm 1988.
- Wulff, Helena: Inter-Racial Friendship. Consuming Youth-Styles, Ethnicity and Teenage Femininity in South London. In: Vered Amit-Talai und Helena Wulff (Hg.): Youth Culture. London 1995, 63–80.
- Zinnecker, Jürgen: Jugendkultur 1940–1985. Opladen 1987
- Zinnecker, Jürgen: Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und osteuropäischen Gesellschaften. In: Wolfgang Melzer und Wilhelm Heitmeyer et al. (Hg.): Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR. Weinheim, München 1991, 9–24.
- Zinnecker, Jürgen, Imbke Behnken: Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biographische Muster in Kindheit und Jugend. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend 92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Band 2: Im Spiegel der Wissenschaften. Opladen 1992.
- Zinnecker, Jürgen: Null Zoff & voll busy – die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Ein Selbstbildnis. Opladen 2003.